

für die

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 33.

Berlin, Donnerstag den 18. März

1847.

### Nord-Amerika.

Neueste Literatur über die Vereinigten Staaten.

1. Featherstonhaugh. — 2. Mrs. Maury.

Wir haben es hier mit zwei Werken von völlig entgegengesetztem Charakter zu thun: den geologischen Untersuchungen eines gelehrten Militärs in den Gold-Regionen des Cherokee-Gebiets und den Bleiminen Wisconsin's<sup>\*)</sup>, und den Beobachtungen einer zur Liverpooler Handels-Aristokratie gehörigen Dame in den Salons von Washington und Philadelphia.<sup>\*\*)</sup> Jener schildert uns ein neues, noch halb wildes Land, dessen Zustände gar sehr von dem Ideal eines wohlgeordneten Polizeistaates abweichen — ein Land, wo kein Recht so sehr geachtet wird, als das Hausrecht, wo die Entscheidungen des Judge Lynch mehr Kraft haben als die Kommentarien des Coke upon Lyttleton, wo der Gouverneur eines dem Königreich Preußen an Umfang gleichen Staates wie Cincinnatus hinter dem Pfluge hergeht, wo deutsche Theologen und Philologen an den Straßen arbeiten oder in der Schneider-Werkstätte sitzen, und Leute, die kein Wort Latein oder Griechisch verstehen, ja oft nicht einmal ordentlich lesen und schreiben können, zu den höchsten Würden emporsitzen — wo Wissenschaft und Kunst kaum dem Namen nach bekannt sind und camp meetings die Stelle unserer Maskenbälle und Assemblies vertreten; diese beschreibt hingegen eine Gesellschaft von wohlgezogenen Herren und Damen, wo Alles ganz schicklich und conventionmäßig zugeht, wo der Hof des Präsidenten im „weißen Hause“, wie der Hof des Bürgerkönigs in den Tuilleries, zum Mittelpunkt der Intrigue und Kabale dient — wo man über Vergnügungen und Tagesflatschereien die ernstesten Interessen der Zeit vergißt, und wo der aus Europa anfangende Beobachter, wie Harlequin in der italienischen Posse, die Entdeckung macht: *che tutto il mondo è fatto come la nostra famiglia*.

Herr Featherstonhaugh hat zehn Jahre zwischen seinen Reisesfahrten und der Veröffentlichung ihrer Resultate verfließen lassen — eine überstrenge Befolgung der Porazischen Regel, die durchaus nicht auf seinen Gegenstand paßte. Zehn Jahre bringen im Far West größere Veränderungen zuwege, als ein Menschenalter in England und Frankreich, oder ein Jahrhundert in den Staaten des besonnenen Fortschritts. Wo jüngst noch Urwald war, sieht man jetzt blühende Maisfelder und üppige Weideplätze, das flache Land wird überall mit Städten und Weilern besät, an der Stelle indianischer Wigwams erheben sich Kirchen und Court-Houses, die Spuren der Moccasins machen Kanälen und Eisenbahnen Platz, und siegreich tritt die Civilisation aus dem Kampfe mit der Barbarei hervor. Von allem diesem weiß unser Verfasser nur wenig zu berichten; er verweilt am liebsten bei den Schattenpartien des Bildes, den Gebrechen und Lasten einer noch unvollkommen organisirten Gesellschaft, deren geistige Kultur nicht immer den materiellen Fortschritten entspricht. Zu der unbeschränkten Freiheit des Handels und der gänzlichen Abwesenheit aller polizeiliche Beaufsichtigung, die dem Charakter des Volkes eine so bewundernswürdige Selbstständigkeit und Energie verleiht, gesellt sich eine Misachtung der gesetzlichen Formen und eine Neigung zur Selbsthilfe, die, wie es sich nicht leugnen läßt, gar zu häufig in Eigenmächtigkeit ausartet und blutige Gewaltscenen herbeiführt. So wurde vor einigen Jahren der Sprecher des Repräsentanten-Hauses von Arkansas in öffentlicher Sitzung von einem Mitgliede desselben ermordet; so fiel der Abolitionist Lovejoy in Alton als Opfer des fanatisirten Pöbels; Schreiber dieses war selbst Zeuge, wie man an einem Zeitungs-Redacteur in St. Louis die Censur dadurch vollstreckte, daß man ihm den Hirnschädel einschlug, und Featherstonhaugh erzählt von einem durch vierzehn Duelle und Mordthaten bekannten Raufbolde, der unter Anderem einen jungen Mann wegen einer Meinungsverschiedenheit an der Birthstafel niederschoss, aber stets unbestraft blieb. Die Beschreibung, die er von einer Gerichts-Sitzung in Wisconsin giebt, wird Manchem lächerlich vorkommen. „Ich hatte in Erfahrung gebracht“, sagt der Reisende, „daß man heute Abend einem Mörder den Prozeß machen werde, und da man bei solchen Gelegenheiten hier im Westen immer Unterhaltung findet und die eigenthümlichen Sitten der Hinterwaldmänner beobachten kann, so begab ich mich nach dem aus Baumstämmen errichteten Gebäude, das als Court-House (Gerichtshof)

diente. Es war ein höchst ärmliches Lokal, finster und mit ekelhaft schmutzigen Menschen angefüllt, die überall umher spuckten. Der Delinquent war ein häßlicher, unverschämter Gesell, Namens McComber, der, wie es sich aus dem Zeugenverhör ergab, einem gewissen Willard, Kassen des Gouverneurs Dodge, mit dem er im Streit lag, aufgelauert und mit kaltem Blut eine Kugel durch den Kopf gejagt hatte. Mein alter Freund, der Richter, präsidirte in einem äußerst schmutzigen Aufzuge, unrasirt und die Kinnbäden mit einem alten seidenen Taschentuch umwickelt, da er „ein schlimmes Maul“ hatte, wie er selbst der Jury mittheilte. Der Staats-Anwalt, der die Verurtheilung beantragte, war allem Anschein nach aus den untersten Volksschichten hervorgegangen; seine Sprachschneider und die Abgeschmacktheit seines Vortrags übertrafen Alles, was ich je in dieser Art gehört habe, und sein Aeußeres, seine Stimme und seine Geberden waren völlig mit dem Inhalt seiner Rede in Einklang. Als er geschlossen hatte, vertagte sich der Gerichtshof bis zum folgenden Abend, und Richter, Advokaten und Geschworne gingen sammt und sonders ihrer Wege. — 26. Mai. Nachdem wir die heutigen Rivellirungen beendigt hatten und in unser Quartier zurückgekehrt waren, erfuhren wir, daß die Jury den Angeklagten schuldig befunden und ein versiegeltes Verdikt an den Richter eingeschickt habe, der um 8 Uhr das Urtheil sprechen sollte. Wie ich das Court-House erreichte, war mein alter Freund noch nicht erschienen, und ich betrachtete eben den Gefangenen, dessen Blicke unruhig durch das Zimmer irrten, als der Richter mit wüther Miene und zerzauster, halb losgekнопfter Kleidung — total betrunken herein stolperte und nach einem ohnmächtigen Versuch, seinen Zustand zu verbergen, mit genauer Noth ohne zu fallen an seinen Sitz gelangte. Ich habe in meinem Leben manchen seltsamen Austritten beigewohnt, aber nie ein so widerwärtiges Schauspiel erblickt. Viele der Anwesenden gaben ihren Unwillen zu erkennen, und mehrere von ihnen schlugen vor, den Richter hinauszuschaffen. Mit dem Körper hin- und herschwankend und ohne Jemanden ins Gesicht zu schauen, versuchte er, eine Anrede an die Jury zu halten, konnte jedoch kein Wort hervorbringen, und die Erbitterung der Zuschauer stieg bei dieser scheußlichen Parodie eines Rechtsverfahrens allmählig so hoch, daß ich eine Zeit lang ernstlich befürchtete, man werde den Priester der Themis ergreifen und in den nahen Fluß werfen. Eine solche Katastrophe hätte den bisherigen Gang der Sache auf eine würdige Art geschlossen! Was den Delinquenten betrifft, so schien er ganz verdußt und maß seinen Richter mit zweifelhaften Blicken, als ob er den Inhalt des Urtheils zu erforschen suche, welches unter den feurigen Eingebungen des Branntweins erfolgen könnte. Indessen fühlte jetzt der Staats-Anwalt, daß seine eigene Würde auf dem Spiel stehe; er erhob sich daher, um den Richter zu ersuchen, den Urtheilspruch bis zum folgenden Tag auszusetzen. Da es nun diesem nicht möglich war, hiergegen Einwand zu thun, so ließ der Anwalt die Vertagung des Gerichts proklamiren, und die taumelnde Majestät der Gesetze wurde öffentlich in Begleitung zweier Konstabler nach ihrer Wohnung gebracht. — 27. Mai. Nach dem Frühstück kehrte ich wieder in das Court-House zurück, um den Ausgang dieser kuriosen Geschichte zu erfahren. Bald darauf erschien der Richter, dessen entstellte Züge die Spuren des schon weit vorgeschrittenen Säuferswahnsinns trugen; nach einigen sinnlosen Phrasen verurtheilte er den Angeklagten, eine Geldstrafe von 300 Dollars zu erlegen, bis zu deren Entrichtung er in Haft bleiben sollte. Sobald diese abgeschmackte Farce vorüber war, führte man den Delinquenten in das Blockhaus zurück, welches die Stelle eines Gefängnisses vertrat, und als sich die Thür öffnete, um ihn hinein zu lassen, sah ich den Kerl ein Paar Burzelbäume schlagen, wovon der letzte ihn in das Haus brachte, das aus einer einzigen Stube mit vergittertem Fenster bestand. Als man ihn hier eingeschlossen hatte, hing er sogleich an, aus vollem Halse wie ein Hahn zu krähen. Seine zahlreichen Freunde stellten sich nummehr an das Fenster, um ihm Glück zu wünschen und ihn mit Whiskey zu traktiren. In derselben Nacht entwich er aus dem Gefängnisse, und hiermit endigte sich die Geschichte: ihn zum zweitenmale festzunehmen, wagte Keiner, da man wohl wußte, daß es einem solchen Patron auf ein Menschenleben mehr oder weniger nicht ankomme, und daß es sicherer Tod sey, sich ihm mit feindseligen Absichten zu nähern.“

Dergleichen, wenn auch nicht ganz so krasse Scenen fallen allerdings mitunter in jenen abgelegenen Gegenden vor, aber bei den Elementen, aus welchen dort die Gesellschaft besteht, muß man sich schon a priori auf manche Anormitäten gefaßt machen, die nicht nach dem Maßstabe unserer eigenen all-geregelten, streng abgezielten Kulturzustände zu messen sind. In einer noch halbwildem Region, deren Ansiedler aus allen Welttheilen „zusammengeschnitten“ sind und kaum begonnen haben, sich zu einer staatsähnlichen Gemeinde zu orga-

\*) A Canoe Voyage up the Minnaw Sotor, with an Account of the Lead and Copper Deposits in Wisconsin etc. By G. W. Featherstonhaugh. London, 1846.  
\*\*) The Statesmen of America in 1846. By Mrs. Maury. London, 1847.

niffren, ist es nicht leicht, geeignete Beamte ausfindig zu machen; der Umstand, daß Letztere ohne Ausnahme wählbar sind, wirkt in dieser Hinsicht sogar nachtheilig ein, da nur solche Kandidaten auf Erfolg hoffen können, die in ihren Sitten und ihrem Charakter mit den oft nicht sehr lobenswerthen Volkssitten und dem zwar kräftigen, aber rohen Volkscharakter übereinstimmen. Es bedarf indessen nur weniger Jahre, um einen geordneteren Zustand herbeizuführen, und mit der zunehmenden Bildung werden die Mißverhältnisse und die Ausbrüche zügelloser Leidenschaftlichkeit verschwinden, welche dem Far West einen so üblen Ruf erworben haben. Dieses hätte unser Verfasser auch andeuten sollen, und daß er es nicht gethan, verräth eine Einseitigkeit und einen Mangel an philosophischem Blick, dessen man sich bei einem so ausgezeichneten Gelehrten nicht versehen hätte.

Wenn sich nun Herr Featherstonhaugh etwas zu sehr zum Pessimismus hinneigt, so ist Mrs. Maury dagegen eine entschiedene Optimistin. Mit guten Empfehlungsbrieffen an transatlantische Notabilitäten versehen und von diesen zuvorkommend aufgenommen, erscheint ihr alles Amerikanische im rosigsten Lichte; auch beschränkt sich ihre Vorliebe keinesweges auf diese oder jene Partei, sondern erstreckt sich mit gleicher Wärme und gleicher Unparteilichkeit auf Männer von allen politischen und religiösen Schattirungen. Eine Hymne auf den Präsidenten Volk reißt sich an eine Apotheose seines Nebenbuhlers Clay; Tobfeinde, wie Webster und Ingersoll, und moralische Antipoden, wie Adams und Hannegan, werden friedlich neben einander gestellt. „Les extrêmes se touchent“ scheint das Motto der Verfasserin zu seyn. In der That ist ihr ganzer Charakter ein Widerspruch, wie aus folgender antithetischer Parallele erhellt, die sie zwischen dem ehrenwerthen Samuel Hubbard aus Massachusetts und sich selbst zieht. „Er ist“, schreibt sie, „ein Puritaner — ich bin eine Puseyitin; er besucht Bethäuser — ich ziehe Kathedralen vor; er verehrt die Geistlichkeit der Independenten — ich erkenne zu Hause die Hierarchie der anglikanischen Kirche an und habe mich in Amerika in die Tugenden und guten Werke der Jesuiten (!) verliebt; er ist Whig — ich bin Ultra-Demokrat (NB. und dabei Verehrerin der Jesuiten); er ist ein Vertheidiger der Schutzzölle — ich gehöre zur Freihandels-Partei; er verabscheut die Sklaverei — ich halte sie für einen bloßen Namen (schöne Ultra-Demokratin!); er ist dem Tanzen gram — ich hüpfte umher wie eine französische Großmutter; er ist ganz für die Natur — ich ganz für die Kunst; er verachtet den Pomp und die Eitelkeit dieser Welt, während ich ihr treuer Verehrer bin.“ Und dennoch, obgleich sie in keinem einzigen Punkt mit diesem Herrn übereinstimmt, ist ihre Bewunderung für ihn gränzenlos.

Die Aufgabe, die sich Mrs. Maury gestellt hat, wäre an sich ganz interessant; sie verspricht uns nämlich eine Charakteristik der ausgezeichnetsten, jetzt lebenden Staatsmänner Amerika's zu geben, aber da sie statt dessen nur einen Schwall lobpreisender, nichtsagender Redensarten aufstischt, so kann ihr Buch für deutsche Leser nicht viel Anziehendes enthalten. Bei der Lektüre des Originals wird man sich wenigstens an dem Styl ergötzen können — an den geschraubten Phrasen und pathetischen Sentenzen, in denen sich die Verfasserin gefällt, und an dem komischen Ernst, mit dem sie die geringfügigsten Worte und Thaten ihrer zahlreichen Helden zu Protokoll nimmt. Der General Gaines erwirbt sich ihre Verehrung dadurch, daß er das mühevollen Amt übernimmt — ihren Fächer zu tragen, der Oberrichter Maclean durch eine „graziöse“ Verbeugung, der Staatssecretair Buchanan durch einige Andachtsbücher, die er auf seinem Pulste liegen hat, und der berühmte Calhoun durch den wichtigen Rath, sich stets weiß zu kleiden und einen Gürtel zu tragen! — Henry Clay wird folgendermaßen glorifizirt: „Es giebt Niemanden in der ganzen Union, der so populär wäre, als Herr Clay; schon in seinem Namen liegt ein Zauber, und Jeder, der ihn nennen hört, stürzt von seinem Lobe über. Vor Allem ist er beim weiblichen Geschlecht beliebt; denn wie sich in England die Damen par mériter zum Konservatismus bekennen, gehören sie in Amerika, wahrscheinlich aus demselben Grunde, zur Whigpartei und winden sich wie ein Kranz von blühenden Rosen um denjenigen, der ihr zum Führer dient. „Sie müssen nicht heimkehren, ohne Abland (den Landsitz Clay's) gesehen zu haben“, sagten meine Freundinnen zu mir; „Sie haben in England nie eine solche Stimme gehört, nie einen Mann gekannt, wie unseren Clay.“ Ich glaube, daß alle in den Jahren 1845 — 1846 geborene Kinder nach ihm genannt sind; man findet in Amerika eine ganze Generation von zweijährigen Henry-Clay's. Als ich von einigen Damen in Ithaca Abschied nahm, die mich aufs gastfreundlichste empfangen und mit Verbindlichkeiten überhäuft hatten, fragte ich sie, wie ich ihre Güte erwidern könne? „Sie besuchen Herrn Clay“, war die Antwort; „bitten Sie ihn um ein Autograph und schicken Sie dieses an uns. Sie werden viel mehr für uns gethan haben, als wir je für Sie thun können.“ Ich erwähnte meines Versprechens gegen Herrn Clay, der es mit Zinsen erfüllte, indem er auf demselben Blatt ein höchst graziöses (graceful, ein Lieblingswort unserer Reisenden) Andenken für meinen Gatten und mich selbst hinzufügte. Ich habe Männer von festen und männlichen Gesinnungen bei der Erinnerung an Clay's Niederlage Thränen vergießen sehen (!). Wenn es möglich war, so hat jenes Unglück seine Popularität noch vermehrt und ihm die allgemeinste und gränzenloseste Anhänglichkeit im ganzen Lande erworben, die wohl je einem einzigen Individuum, mit Ausnahme des verehrten Washington, zu Theil wurde.“ — Vermuthlich haben also die Amerikaner nur aus übergroßer Liebe zu diesem ausgezeichneten Staatsmann seine wiederholten Versuche, die Präsidentenwürde zu erlangen, durch überwiegende Majoritäten vereitelt und ihm Männer wie Harrison und Volk vorgezogen. Eine logische Schlussfolge, wie wir sie nur unserer Verfasserin zutrauen konnten!

Die Wahrheit ist, daß Henry Clay sich nie, sogar bei seiner eigenen Partei, eines so ausschließlichen Einflusses erfreute, wie z. B. Jackson bei der demo-

kratischen, indem sich mancherlei Umstände vereinigten, um ihm die Stimmen erst der nördlichen und dann der westlichen Whigs zu entziehen.

Noch manche Curiosa finden sich in dem Buche unserer puseyitisch-demokratisch-jesuitenfreundlichen Anglo-Amerikanerin, als eine Verherrlichung der Neger-Sklaverei, eine mystische Unterredung mit dem katholischen Bischof von New-York u. s. w.; da man aber an vorsehender Probe genug haben dürfte, so wollen wir es fürs erste dabei bewenden lassen und lieber die Erscheinung eines neuen von ihr angekündigten Werkes: *Opinions of an Englishwoman on America*, abwarten, um uns näher mit ihren eigenthümlichen Ansichten bekannt zu machen.

## Frankreich.

Paris und seine Gesellschaft in älterer und neuerer Zeit.

### I. Paris im Mittelalter, unter Richelieu und der Fronde. (Die Place Royale und das Hôtel Rambouillet.)

(Schluß.)

Diese berühmte Place Royale nimmt die Stelle ein, wo sich einst das berühmte Hôtel des Tournelles erhob, der Schauplatz des Glanzes und der Verbrechen des Hauses Valois, von Karl IX. aus abergläubischer Furcht niedergedrückt, nachdem sein Vater, Heinrich II., hier seine Todeswunde empfangen hatte. In ihrer jetzigen Gestalt ist sie ein Denkmal der Regierung Heinrich's IV., und zur Zeit Ludwig's XIII. und Richelieu's versammelte sich hier die beste Gesellschaft, die in Paris und der ganzen Welt zu finden war. Man kann wohl mit Recht behaupten, daß der eigenthümliche Ton, der die moderne Kultur bezeichnet, seinen Ursprung in jenem Zirkel hatte, der sich zuerst um Frau von Rambouillet und ihre Tochter, Frau von Montausier, sammelte und der in der Folge seine Hauptzierde der geistreichen Sevigné verdankte. Einige Worte über den Einfluß, den dieser Zirkel auf die Sitten seiner Zeitgenossen und der folgenden Generationen ausübte, sind zum Verständniß der socialen Geschichte von Paris nothwendig.

Der Cardinal Richelieu ist, im Ganzen genommen, vielleicht der fähigste, wenn nicht der größte Mann, den Frankreich erzeugt hat (denn Napoleon war bekanntlich kein geborener Franzose), und sein Charakter ist durch und durch französisch. Unter den großartigen Plänen einer ehrgeizigen Staatskunst lagen ihm die kleinlichsten persönlichen Interessen und persönlichen Eifersüchteleien zunächst am Herzen. Die Sympathieen wie die Vorurtheile seiner Zeit waren ihm fremd; weder die Religion noch der Aberglaube hatten Gewalt über ihn. König, Papst und Parlament waren ihm bloße Namen oder Steine im politischen Schachspiel. Sobald man aber seine Eitelkeit oder seinen Egoismus verletzte, wandelte sich dieser eiskalte Politiker in den Sklaven jedes erbärmlichen Impulses um. Heute sehen wir ihn mit dem Schwedenkönig wider das Haus Oesterreich verbündet, die Religionsfreiheit gegen den Papiismus beschützen und die unumschränkte Monarchie in Frankreich gründen: morgen erblicken wir ihn im Boudoir der Marie von Medicis, wie er mit Castagnettes in den Händen und im Kostüm eines andalusischen Majo die Sarabande tanzt, während die hinter der Tapetenwand verborgenen Zuschauer sich vor unterdrücktem Gelächter anschütten wollen — Gelächter, welches Richelieu, als er den ihm gespielten Streich entdeckte, den Lachern nie vergab oder vergab. Sogar seine Helfershelfer stehen sich im schärfsten Kontrast gegenüber: hier Vater Joseph, der tief verlarvte Intrigant, der geheime Rathgeber seiner ehrfurchtigen Entwürfe — dort Bois-Robert, der abtrünnige Mönch, ein Mittelglied zwischen Mephistopheles und Leporello. Bei aller geistigen Ueberlegenheit Richelieu's enthält sein Charakter etwas radikal Gehässiges, das ihn zu einer der abstoßendsten Persönlichkeiten der neueren Geschichte macht. Er zeigte dieselbe Nachsicht, dieselbe Härte und Unempfindlichkeit gegen menschliche Leiden, die uns zwei Jahrhunderte später in den Revolutionären der Schreckens-Epoche entgegentritt. Er haßte die Königin, die seine schwachen Anträge verworfen hatte: er haßte Alle, die ihr treu blieben. Die Schlachtopfer seiner Politik waren nicht gerade zahlreich, aber er beehrte sie zu Tode mit einer gewissen ihm eigenthümlichen Kälte und raffinierten Grausamkeit. Er konnte mitunter Großmuth an den Tag legen, aber nie vergab er eine Beleidigung, eine Spottrede, die geringste Kränkung seiner Eitelkeit oder den leiftesten Widerstand gegen seine machiavellistischen Entwürfe. Bei seinem Tode athmete ganz Frankreich auf, wie von einem drückenden Apf befreit. — Jedermann, vom Könige herab bis zum obskuren Sängler der Ruelles, stimmte in den Schlußvers des Liedes ein, das von ihm verkündigte:

Il est parti, il a plié bagage,  
Ce cardinal!

Und dieser verhasste Despot, dem jede höhere Regung, jedes menschliche Gefühl fremd war, hat dennoch den mächtigsten und dauerhaftesten Einfluß auf die Mit- und Nachwelt ausgeübt. Selbst Paris, das von seinen Denkmälern — dem Palais Royal, der Bibliothek, der Straße, die seinen Namen trägt — voll ist, mahnt uns nicht lauter an Richelieu, als das Gebäude der heutigen europäischen Staatskunst, deren Gründung man ihm nicht mit Unrecht zuschreibt.

Während Richelieu die Feudalherrschaft der Großen zertrümmerte, verhinderte sein argwöhnisches Verwaltungssystem die Entstehung eines glänzenden Hofes, der sich auch mit dem gleichgültigen, hypochondrischen Charakter

Ludwig's XIII. nicht vertragen hätte. Dieser Umstand, in Verbindung mit dem Geschmack, den man damals an den neuen Genüssen der Kunst und Literatur zu finden begann, führte zum ersten und einzigen Mal in der französischen Geschichte zu der Bildung einer wahrhaft unabhängigen Gesellschaft. Zum ersten und einzigen Mal bewegte man sich in Kreisen, die, von äußeren Einwirkungen frei, dem Geist und dem Verstande Raum gaben, sich selbstständig zu entwickeln. In der kurzen Periode, die zwischen dem Ministerium Richelieu's und den Kriegen der Fronde liegt — namentlich in dem *tems de la bonne Régence, tems où régnait une heureuse abondance*, wie St. Evremont diese Zeit seiner glücklichen Jugend verherrlicht — betrat Frankreich eine Laufbahn, deren Verfolgung es in der Wirklichkeit und nicht bloß dem Scheine nach an die Spitze der europäischen Civilisation gestellt hätte. Es war ein Zeitalter kühner und unabhängiger Bestrebungen, wo das Ritterthum den Mantel der Gelehrsamkeit umhing und die Gelehrsamkeit sich durch den noch nicht erforderten Geist des Ritterthums belebte. Sogar der pedantische Anstrich, den man an ihm bemerkt, war nicht ganz ohne Grazie, ehe er durch den frostigen Hauch der Satire berührt und erhartet wurde; Originalität des Betragens und der Meinungen war noch immer geblüht und trug zur Unterhaltung der glänzendsten Zirkel bei. Der Jesuitismus hatte noch nicht angefangen, das verlorenere Terrain wiederzugewinnen. Der Gedanke war frei, und bei aller Religiosität, die auch unter den höheren Ständen vorherrschte, beschäftigte man sich nur wenig mit unfruchtbaren theologischen Zänkereien. Corneille, Bossuet, Pascal fühlten sich in einer Gesellschaft heimisch, wo munteres Gespräch und geistreicher Scherz mit historischen Erörterungen und philosophischen Debatten über die Unsterblichkeit der Seele abwechselten, ohne daß die Mischung für unstatthaft oder pedantisch galt.

Diese Schilderung bezieht sich natürlich nur auf einen kleinen, wiewohl einflussreichen Abschnitt in der Pariser Gesellschaft des siebzehnten Jahrhunderts. Was hier anständige Freiheit war, ging anderswo in ungebundene Freiheit über, und die stürmischen Zeiten erstickten die Saat des Besseren, die aus jenen Zirkeln hervorkeimte. Die letzte und glänzendste Epoche des Hôtel Rambouillet erstreckte sich vom Tode Richelieu's bis zur Fronde (1642 — 48). Die Freiheit dieser Jahre fand ihr Ziel in der Anarchie des Bürgerkriegs. Die Geschichte zeigt uns gewöhnlich nur die halb romantischen, halb lächerlichen Ereignisse des letzteren — die Launen und Galanterieen der Parteilührer und Parteilührerinnen, die Tapferkeit und Brutalität Condé's, das Genie und die Ränke des Coadjutors Richelieu und die Eitelkeit und innere Hohlheit sämtlicher handelnden Personen, mit Ausnahme von Turenne und Mazarin; aber die Memoiren, die sich mit den kleinlichen Details eines kindischen Factionenspiels beschäftigen, lassen uns auch mitunter Blicke in das Elend und die allgemeine Demoralisirung thun, welche von den Unruhen dieser Zeit und von den langen spanischen Kriegen, die unmittelbar darauf folgten, erzeugt wurden. Paris selbst hatte zwar nicht gelitten — im Gegentheil war das sociale Leben hier glänzender als je zuvor; aber die schmerzliche, dornenvolle Wirklichkeit hatte alle Romantik daraus vertrieben. Die gebildeteren Geister vertauschten allmählig den Stoicismus mit der Philosophie des Epikur, die Pastorale mußte der Burleske, der Ritterroman dem Roman Comique des Scarron weichen — eine Richtung, die immer in bürgerlichen Unruhen, in Perioden innerer Zerrissenheit stattfindet, wo „après nous le déluge“ als praktischer Wahlspruch gilt. Die Versammlungen im Hôtel Rambouillet waren zu Ende, der Marquis und die Marquise todt, die Prinzessin Julie mit dem Herzog von Montausier verheiratet, der sich im Dienste der Krone zu Grunde gerichtet hatte und nur deshalb nach Paris zurückkehrte, um gleich vielen anderen verarmten Edelleuten eine Anstellung bei Hofe zu suchen. Die Salons der Gräfin de Guise, des Fräuleins von Scudéry und einiger anderer literarischen Damen bewahrten allein noch die Traditionen des Hauses Rambouillet, aber in übertriebener und farrirter Form, und in diesen Kreisen fand Molière den Stoff zu seinen *Précieuses Ridicules*, welche, nach dem Ausdruck der Kritiker, eine triumphirende Modethorheit mit ihrer schonungslosen Ironie zermalmeten. Ein grundloser Anspruch, denn ein solcher Erfolg ist der satirischen Muse selten oder nie vergönnt; sie hat die leichtere Aufgabe, die Schwächen und Verlehrtheiten eines gesellschaftlichen Zustandes in dem Augenblick zu erfassen, wo sie veraltet oder lächerlich werden. In der That waren die armen Schönegeister der Regentenschaft mit ihrem feierlichen Humor, ihren feingespinnnen Sentenzen schon in großen Verruf gekommen; Ménage und seine Freunde wünschten ein Land zu verlassen, das ihren Begriffen von dem *Pays du Tendre* und anderen Schäferreichen so wenig entsprach — sie glaubten jenseits des Atlantischen Meeres in den neuen von Champlain und LaSalle entdeckten Regionen, eine Gegend zu finden, wo noch die Unschuld thronete und die Sitten Arkadiens in ihrer ursprünglichen Reinheit zu Hause wären.

Im Allgemeinen hatte damals die Pariser Welt einen Grad der Ungelassenheit erreicht, der sich schwer beschreiben läßt. Es giebt Laster, die einem hochkultivirten gesellschaftlichen Zustande eigen sind und die man auch in unseren Tagen wiederfindet, aber es war ein charakteristischer Zug des siebzehnten Jahrhunderts, daß man den Unterschied zwischen Laster und Verbrechen übersah; mit der naiven Originalität der Jugend stellte man einen Verstoß gegen die Moral in dieselbe Kategorie mit einem Kapitalvergehen und hielt das eine nicht für schimpflicher als den anderen. Statt seinen Freunden das Geld am Spieltisch abzunehmen, beutelte man sie auf offener Straße aus; statt die Ränke der Verführung anzuwenden, brauchte man rohe Gewalt. Unter Ludwig XIII. gehörte es zum guten Ton, Vorübergehende des Abends anzufallen und ihrer Mäntel zu berauben, und was Gaston von Orleans und seine Kameraden nur aus aristokratischem Muthwillen unternahmen, thaten

Andere aus weniger verzeihlichen Beweggründen. Bussy Rabutin ward von zwei *filous de qualité* ausgeplündert, und zwar keinesweges zum Scherz, sondern in bitterem Ernst. In den Provinzen verbanden sich die Edelleute gelegentlich mit Straßenräubern, und Tallemant des Réaur erzählt von einem solchen Ehrenmann, daß er sich in Gesellschaft in der Stellung zu üben pflegte, die er anzunehmen gedachte, wenn man ihn aufs Rad stecken würde — ein Schicksal, welches ihn wirklich traf! Derselbe Schriftsteller berichtet als von einer ganz bekannten Sache, daß mehrere Herren und Damen einen Theil ihrer Einkünfte der Falschmünzerei zu verdanken hätten! Aber bei aller Verworfenheit der Einzelnen, bei aller Frivolität des Ganzen, wurden die Regeln des äußeren Anstandes und die Formen einer minutiösen Etikette nie vernachlässigt. Die Gesellschaft war eine Schaubühne, wo Jeder eine Rolle durchzuführen mußte. Man spielte den arkadischen Schäfer und sprach in *Couplets* und *Sonnetten* mit eben so vieler Feierlichkeit, als ob es sich um die wichtigsten Interessen handelte. Selbst die Religion wurde zu einer Modesache, und die Kavaliere und Schönen am Hofe Anna's von Oesterreich bereiteten sich dazu vor, an ihrem Seelenheil zu arbeiten, „faire leur salut“, wie zu einer Vergnügungsreise nach den Bädern von Bourbon. Das Leben glied einem Karneval, das Volk einem Maskenzuge, und Frankreich schien von Geschöpfen bewohnt, die, wie die Sylphen und Undinen der damaligen Romane, schön, glänzend und mit allen äußeren Attributen der Menschlichkeit versehen, aber ohne Seelen waren.

## Afrika.

### Eslaverei.

Eine Sittenschilderung.

### V. Seeleben.

Schön ist das Reich der Phantasie, gefährlich aber ihre Macht. Die Gegenstände oder Empfindungen, welche die Einbildungskraft darstellt, gleichen süßen, jedoch unnützen Träumen. Gewöhnlich bilden sie das Gegentheil der Wahrheit.

Die Anzahl der übertriebenen, grundlosen Ideen, mit welchen die Einbildungskraft die Welt beherrscht, läßt sich nicht bestimmen. Sie betreffen sowohl eigene Gefühle, eigene Sitten und Gebräuche, als die der fremden Länder. Ueber diese finden namentlich so bedeutende Irrthümer statt, daß sie in der Geschichte der allgemeinen Vorurtheile den Hauptrang einnehmen. — Freilich giebt es dafür einige triftige Entschuldigungen. Kann man wohl überhaupt dasjenige genau kennen, was man nicht selbst gesehen hat? Kann sich Jeder von seinem Wohnsitze trennen, um die Fremde zu besuchen? Ist es überhaupt so leicht, der Wirklichkeit gemäß, das Geschehene richtig zu beurtheilen?

Vergleichen Sorgen und Pflichten werden also den Reisebeschreibern offiziell überlassen. In welche Hände aber ist auf diese Weise die Sache der Wahrheit gefallen?! Aus Ueberlegung oder oft unbewusster Neigung wird ja in den, dem Anscheine nach, mit dem größten Ernst verfaßten Werken meistens der Einbildung der Vorrang eingeräumt. Selten geschieht es, daß ihr Studium ein anderes Resultat in dem an Ort und Stelle angekommenen Beobachter hervorbringt, als die Ueberzeugung, es sey nöthig, um das Bestehende, wie es wirklich ist, zu erkennen, das theoretisch Erlernte, als leere unpraktische Idee, bei Seite zu werfen.

Es muß wirklich auffallen, daß geschiedte, zuweilen selbst berühmte, eine bedeutende Stellung einnehmende Männer, denen weder richtige Auffassung noch logische Darstellungsgabe fehlt, ihre Einbildungskraft auf das äußerste quälen, dasjenige, was nicht ist, zu beschreiben, da sie doch mit weit weniger Mühe die Wahrheit darstellen könnten.

Der Grund eines solchen anormalen Verfahrens liegt übrigens ziemlich nahe.

Leider ist der Mensch so beschaffen, daß er zuerst an sich denkt: daß sogar, wenn sein Ehrgeiz und sein Interesse im Spiele sind, er nur sich in Betracht nimmt. Diesem Dange zufolge, ist in gewissen Ländern, — hauptsächlich in Frankreich, — die Literatur, unter Ausschließung aller historischen Treue, alles Wahrheitsgefühls, ein förmliches Handwerk geworden, um Geld, viel Geld einzuärndten. Schriftsteller, die keinen anderen Zweck haben, die lediglich danach trachten, bekannt und reich zu werden, wissen sehr wohl, daß die Mehrzahl der Leser das Großartige, das Wunderliche, das Unglaubliche liebt und glaubt. Nach dem Mode-Geschmacke bereiten sie ihre Gerichte. Welche Könige werden mit Gräueltthaten, keusche Königinnen mit Schande bedeckt. Anachronismen, statistische, geologische, meteorologische Albernheiten, geographische Unmöglichkeiten stehen jederzeit, trotz der unverjährten Rechte des gesunden Menschenverstandes, den gewissenlosen Roman- und Reise-Schreibern zu Gebote. Letztere geben hinsichtlich der Unverschämtheit Ersteren nichts nach. Sie denken, daß man, um ihre Aussagen zu prüfen, ihnen nicht nachreisen werde; sie ahnen, daß, wenn es auch der Fall wäre, ihre Nachfolger die früher herzhaft angegriffene Unwahrheits-Methode doch als die ergiebteste selbst befolgen würden; sie begreifen, daß es, bei dem festen Willen, absolut wahr zu seyn, Wenigen gelingt, kalt und beständig zu bleiben, um sich des Einflusses der Einbildungskraft zu erwehren.

Wird angenommen, daß es fast in jedem Lande beim Volke beliebte Schriftsteller giebt, denen mehr oder weniger die Gewissenhaftigkeit abzusprechen ist, so lassen sich hierdurch größtentheils die falschen Ansichten erklären, die in Europa über außereuropäische, die auf dem festen Lande über Meeres-Verhältnisse so häufig vorkommen.

Wenn die häßlichsten Gegenden als paradiesische Gefilde, wenn die unbequemsten, die schrecklichsten Lagen des Lebens als anziehende, wünschenswerthe Zustände mehrfach dargestellt worden sind, — kann der Laie, der diese Gegenden und Lagen nur aus den Mittheilungen der Reisebeschreiber kennen lernt, anderer Meinung seyn, als seine Autoren?

Liest man die erste beste Beschreibung des Lebens auf der See, so findet man Reiz auf Reiz. Poetisch sind die Wellen, poetisch ist der Sturm. Des Meeres Stillstand ist Poesie. Die Gefahren der See sind für das Gemüth erquickende Erholungen, sie stärken die Seele. Nach überstandener Gefahr wird das Wohlgefühl durch die unschätzbare Annehmlichkeit der Gesellschaft biederer, unterrichteter Seeleute noch vermehrt. Ihre unterhaltenden Erzählungen schlagen wiederum in die Poesie ein. Wenn es aber nicht gestattet seyn sollte, die Gefahr zu überwinden; wenn sich die Wellen geöffnet hätten, Schiff und Mannschaft in ihrem nassen Gewande auf ewig zu umhüllen, so hätte man doch noch den Gewinn eines poetischen Todes.

Aber wohlgemerkt, Poesie ist nicht Wahrheit. Meeresstillstand, Wellen, Sturm können vielleicht acht Tage hindurch einen Träumer begeistern. Die groben Märchen der Matrosen mögen ihm auf eben so lange Zeit gleichfalls gefallen. Wenn er melancholisch gestimmt ist, mag er sich ein nasses Grabtuch wünschen. Doch selbst den Träumer weckt bald die Wirklichkeit. Sie giebt seiner etwanigen Melancholie eine andere Richtung. Er wird vielleicht nach irgend einer Todesart noch sich sehnen, nur nicht nach dem früher so hoch gepriesenen Wassertode.

Das Seeleben bietet in der That bei großen Reisen stets mehr Beschwerden als Annehmlichkeiten dar. Um dies beurtheilen zu können, ist es nicht nöthig, in einem abhängigen Verhältnisse auf einem Schiffe zu stehen. Man versuche nur als Passagier eine Fahrt nach Ostindien auf dem vorzüglichsten französischen oder englischen Segel-Paketboote.

Krankheit macht die Einleitung zur Reise. Gefahren aller Art umgeben behändig den Reisenden. Das nächtliche Anstoßen an andere Schiffe, das Anfahren an Klippen, das Stranden sind keinesweges ungewöhnliche Vorfälle. Ihnen ist man eben so ausgesetzt, als den Launen des Windes und der Wellen. — Während der Seerkrankheits-Periode, so wie bei schlechtem Wetter, ist keine Beschäftigung möglich. Die gräßlichste Langeweile überfällt selbst den tiefen Denker. — Bei ruhigem Wetter wird es kaum besser. Unvollkommene Schiffs-Einrichtungen vereiteln jede Absicht einer ordentlichen, regelmäßigen Arbeit. Die große Kajüte, — welche zugleich den Salon und den Speisesaal darstellt, — wird den Passagieren zum Spielen, Singen, Lesen, Schreiben als Aufenthalt angewiesen. Nirgend anders, ausgenommen in des Capitains Cabine, giebt es einen Tisch. Die Disziplin am Bord bestimmt, daß auch nirgend anders Licht brenne.

Die einzigen moralischen Erquickungen bestehen entweder in der täglichen Betrachtung des Auf- und Unterganges der Sonne, bei einem von allen Seiten gleichmäßig traurig, durch Vereinigung der Wasser- und Himmelsflächen geschlossenen Horizonte; oder in dem Jange eines Hai- oder Stodfisches.

Von einem gefelligen, freundschaftlichen Verkehr zwischen Reisenden kann selten die Rede seyn. Schlechte Kost, erzwungene Unthätigkeit, Absonderung von der übrigen Welt, fete, durch die dem menschlichen Körper unheimliche Bewegung des Schiffes hervorgebrachte nervöse Erschütterungen gesellen sich zu den Charakterverschiedenheiten und zur Langeweile, um die besten Vorsätze zum Frieden zu untergraben. Wer ruhig und unberührt bleiben will bei den täglichen kleinen, zuweilen aber auch sehr ernsten Streitigkeiten, welche am Bord eines jeden Schiffes vorkommen, der muß sich selbst zunächst nie aus den Augen verlieren, muß sich größtentheils in seinem Stübchen, wie in einer pennsylvanischen Gefängnis-Zelle, eingeschlossen halten.

Die mit den Reisen auf der See zusammenhängende Neigung zum Jähzorn, — welche bei sonst gebildeten Leuten die Gewohnheiten einer guten Erziehung öfters zu untergraben vermag, — läßt auf Regerschiffen, wo allerdings weder Erziehung, noch Sitten, noch moralische Disziplin zu Hause sind, eine absolute Herrschaft aus.

Das Treiben auf dem „Satan“ gab zunächst hiervon ein schreckliches Beispiel.

Nach dem Verbrennen der 300 Bibi's war den bereits an Bord befindlichen hundert Uebriggebliebenen die amerikanische Operation erlassen worden. Bei ihrer geringen Zahl dünkte sich nun Grivély sicher, sie ohne außerordentliche Vorkehrung in Zucht und Ordnung zu halten. Doppelte Ketten, doppelte Wachen schienen genügende Bürgschaft zu leisten.

Die Brandstiftung indessen, die an sich selbst, bei Kenntniß des Charakters gewisser Reges, keine besondere Bedeutung für Regerbändler haben sollte, — hatte einen eigenthümlichen Eindruck auf Taitar gemacht. Weniger des Verlustes des schönsten Theils seiner Ladung gedachte der Supercargo, als des fürchtbar schrecklichen Omens, als welches der Vorfall ihm erschien.

Wie nun die drohende Zukunft vermeiden? Woher wird die Gefahr kommen? War das englisch-französische Geschwader, war der Orkan, waren die Reges am Bord ihm zur Geißel bestimmt? Es konnte Niemand dergleichen Fragen lösen.

Jedenfalls mußte man einschreiten, sich zu helfen suchen. Vielleicht — so hoffte er — würde durch Zeitgewinn noch die Rettung erfolgen.

Die schleunigste Entfernung von der afrikanischen Küste wurde also un-

mittelbar befohlen. Die früheren Pläne zu einem vorsichtigen Abgange aufgebend, mußte Grivély kühn auftreten.

Der Wahrscheinlichkeit, den Kreuzern zu begegnen, ungeachtet, verließ der „Satan“ am hellen lichten Tage Zanföbars Küste.

Besser, als man es hätte hoffen dürfen, gelang ihm bei vorteilhaftem Winde das Wagesstück. Man begegnete keinem Feinde. — Vierzehn Tage nachher segelte man rüstig und guter Dinge auf dem geraden Wege nach der Insel Bourbon.

Sorgenfrei und ohne Arbeit, würden die Matrosen, am 13. Dezember, ihren Capitain an sein Versprechen hinsichtlich der Lebensgeschichte Taitar's wohl erinnert haben. Ein anderes Verlangen, eine andere allgemeine Sehnsucht hatte sich aber ihrer Gemüther bemächtigt.

Dr. Desner-Monmerqué.

## Mannigfaltiges.

— Deutsche Niederlassungen am La Plata. In der letzten Sitzung der Berliner geographischen Gesellschaft wurde unter Anderem eine in deutscher Sprache abgefaßte und als Manuskript gedruckte Denkschrift übergeben, in welcher die Colonisation der Staaten am Rio de la Plata besprochen wird und demnächst in Vorschlag gebracht ist, die Verbindung der beiden großen Ströme dieses umfassenden Gebietes, des Paraná und des Uruguay, in ihrem oberen Laufe durch Kanäle oder Eisenbahnen zu bewirken, und zwar Letzteres als ein Mittel, jene Gegenden in den unmittelbaren Bereich des Weltverkehrs zu bringen und dadurch ihre Colonisation zu befördern. Angehängt sind der Denkschrift nicht bloß eine Uebersichtskarte jener vom 25ten bis zum 40ten Grade S. Br. sich erstreckenden Staaten, sondern auch die Entwürfe zu drei verschiedenen Verträgen, welche die zu beiden gedachten Zwecken zusammen tretenden Vereine mit den Staaten Corrientes, Uruguay und Paraguay abschließen müßten. Daß es hierbei vorzugsweise darum zu thun ist, die deutsche Auswanderung, die in den letzten Jahren so bedeutend und wahrhaft besorgniserregend um sich gegriffen, von Nord-Amerika ab- und nach jenen allerdings durch ihr Klima besonders dazu geeigneten und durch ihre dem nordischen Unternehmungsgeist manchen freien Spielraum noch darbietenden Gegenden hinzuleiten, ist schon aus dem Umstand ersichtlich, daß die Schrift in deutscher Sprache abgefaßt ist. Gälte es bloß, Kapitalien für die Ausführung der Kanäle und Eisenbahnen, Kaufleute für den Handel von Buenos-Ayres oder Montevideo zu gewinnen, so würde man sich wohl vorzugsweise an England gewandt haben; aber man ist der Meinung, Kapitalien sowohl als Kaufleute würden sich von selbst finden, wenn nur erst die Menschen da wären, welche die bis jetzt so vernachlässigte Bodenkultur dieses fruchtbarsten Theiles von Süd-Amerika auszubenten verständen. Daß die Nachkommen der Spanier, die daselbst angesiedelt sind, nicht die Menschen seyen, die jener Boden erfordert, um zu seinem Rechte zu gelangen, hat die Geschichte dreier Jahrhunderte, noch mehr aber der drei letzten Jahrzehende bewiesen. Der Boden selbst stellt gewissermaßen die Forderung, daß ihm neue Elemente der menschlichen Thätigkeit und Intelligenz zugeführt werden, und hierzu scheint Niemand dringender als der germanische Volksstamm aufgefordert und berufen zu seyn. Diesem ist es gelungen, durch Engländer und Deutsche fast die gesammte nördliche Hälfte der amerikanischen Welt der europäischen Civilisation zuzuführen, und eine gleiche Aufgabe ist ihm vielleicht auch noch in der südlichen Hälfte dieser Welt oder mindestens doch in denjenigen Theilen derselben vorbehalten, deren Klima kein tropisches ist und die mehr auf den civilisirenden Landbau als auf die Bereicherung durch Diamantengruben, Gold- und Silberbergwerke angewiesen sind. Die letzteren mögen den Nachkommen der Spanier und der Portugiesen auch ferner überlassen bleiben; sie haben, wie man sieht, eine nur immer neuen Heißhunger erregende, aber den Menschengestalt selbst verkümmernde und herabwürdigende Frucht auf jenen Feldern geärndtet und würden wahrscheinlich in der westlichen Hemisphäre einmal ganz und gar untergehen, wenn nicht andere Elemente zu ihrer moralischen wie zu ihrer physischen Kräftigung hinzutreten.

So weit scheint uns der Gedanke, der durch die vorliegende Denkschrift angeregt wird, vollkommen gerechtfertigt. Wenn aber zugleich die Ansicht darin ausgesprochen wird, daß sich dieser Gedanke auch schon in der Gegenwart realisiren lasse, so müssen wir doch dagegen das Bedenken erheben, daß die Macht, welche der Diktator Rosas in den gedachten Staaten übt, noch gar nicht so gebrochen erscheint, um zu einer friedlichen Einwanderung und Colonisation aufzumuntern. Was der vereinigte Flotte der Engländer und Franzosen bis jetzt nicht gelungen, das dürften Einwanderer, die mit Pflug und Sense, aber nicht mit dem Schwerte bewaffnet sind, gewiß nicht bewirken, obwohl wir nicht bezweifeln, daß sie, wenn sie einmal unter den nomadisch zerstreuten Eingebornen festen Fuß gefaßt, bald auch im Stande seyn würden, alle die besonders mit dem Munde sehr tapferen argentinischen und cisplatinischen Helden zu besiegen.

Vor Allem wird es also darauf ankommen, erst die innere Beruhigung jener Staaten abzuwarten; alsdann aber wird es, auch unserer Meinung nach, geeigneter seyn, wenn die diesseitigen Auswanderungsvereine, anstatt nach Texas oder gar nach der verderblichen Moskitoküste, ihre Blicke und Bestrebungen lieber nach den herrlichen Ländern des La Plata, oder vielmehr des Paraná und des Uruguay, richteten.